

bestehen zudem darin, daß man mit moralischen Meinungen und Haltungen, die in der früheren DDR völlig eindeutig waren und ausreichten, jetzt nicht mehr über die Runden kommt, daß man jetzt andere Haltungen entwickeln muß. Das ist schwer zu lernen, denn man kommt in eine Gesellschaft, die einfach vorgeformt ist, festgefahren, durchreguliert, und in der sich nun die Bürger von ehemals aus einer sehr durchregulierten Gesellschaft plötzlich als die Neuerer fühlen müssen.

Gesprächsleiter Ilko-Sascha Kowalczuk: Wir sind damit am Ende unserer Veranstaltung. Mir bleibt am Ende vor allen Dingen, unseren Referenten, Frau Professorin Hanke, Herrn Dieckmann, Herrn Dr. Bude und Herrn Prof. Pollack, für diesen produktiven Nachmittag – ich glaube auch im Namen der Enquete-Kommission – zu danken und übergebe dann das Wort an Herrn Eppelmann. (Beifall)

Vorsitzender Rainer Eppelmann: Ich möchte jetzt noch darauf hinweisen, daß wir knapp zwei Stunden Pause haben und dann noch einmal mit Schriftstellern und zugleich Psychologen ins Gespräch kommen können.

Pause von 18.05 bis 20.25 Uhr

Vorsitzender Rainer Eppelmann: Liebe Kollegen, liebe Kollegin, ich möchte Sie nochmals herzlich um Verständnis dafür bitten, daß wir einige Minuten später angefangen haben. Wir taten dies in der Hoffnung, daß der angekündigte und verbindlich zugesagte Jürgen Fuchs auch unter uns sein wird. Aber wir haben inzwischen erfahren, daß er einen Motorschaden hat, und dann dürfte es also sehr unwahrscheinlich sein, daß er zu einer Zeit, zu der wir dann auch noch etwas von ihm haben, hier sein kann. Der stellvertretende Vorsitzende sagt, wir haben ja mindestens einen weiteren der schreibenden Zunft unter uns, auch einen, der etwas zu sagen hat. (Beifall, Gelächter)

(Jürgen Fuchs trifft ein.)

Ja, unsere Freude ist nun doppelt groß. Ich versuchte gerade zu erklären, Jürgen, warum Du nicht kommen kannst, und nun bist Du hier. Sie werden aber hoffentlich nicht verärgert sein, nachdem ich Ihnen nun schon den anderen Schreibenden angekündigt habe, das ist nämlich der neben mir sitzende Karl Wilhelm Fricke. Ursprünglich waren für dieses Podium sowieso drei Personen vorgesehen, so daß wir dachten, daß es auch nicht schaden kann, wenn jetzt nicht zwei hier vorne sitzen, sondern drei. Wir haben mit Absicht diese drei Menschen eingeladen, weil wir ein Stück von der Erkenntnis ausgegangen sind, wer sich einem Land, wer sich seinen Menschen und ihrem Leben nähern, ein Stück davon verstehen und begreifen will, muß es entweder selbst erlebt haben oder sich von diesem Leben erzählen, berichten lassen, damit es ihm nahe kommt. Darum ist es eben auch so ungeheuer wichtig, was Herr Dieckmann heute nachmittag gesagt hat, daß wir von dem erzählen, was unsere Biographien und unser Leben ausgemacht hat. Die, die hier sitzen, zumindest Frau Schubert und Herr Fuchs, sind Menschen, die nicht nur schreiben,

sondern auch von ihrem Beruf her mit der Seele von Menschen zu tun gehabt haben. Wer von ihnen etwas gelesen hat, weiß, daß ihre Bücher davon ein ganzes Stück geprägt und beeinflußt sind. Herr Rudolph ist so freundlich und liebenswürdig, das nun folgende Gespräch mit den beiden zu führen und zu moderieren.

Gesprächsleiter Dr. Hermann Rudolph: Der Herr Vorsitzende hat das schöne Zitat, mit dem ich Sie jetzt begrüßen und auf die Veranstaltung einstimmen wollte, schon in etwa vorweggenommen. Ich wiederhole es aber, weil es so schön ein klassisches Zitat aufnimmt. Herr Dieckmann hat nämlich gesagt, die DDR ist genug interpretiert worden, sie muß aber erzählt werden. Sie hören das Klopfen des klassischen Zitats dahinter, und ich glaube, daß sich dessen Essenz auch ein wenig auf diese Veranstaltung, die den ganzen Nachmittag und den ganzen Tag gedauert hat, umlegen läßt, denn am Nachmittag ist hier kräftig interpretiert und theoretisiert worden. Deswegen ist es um so notwendiger, daß nun am Abend die andere Art des Herangehens zu ihrem Recht kommt, eine Art des Herangehens, die vermutlich für das Thema, das bei dieser zweitägigen Anhörung den Mittelpunkt ausmacht, nämlich die Frage von Identität – vorhandener, gesuchter, vielleicht verllorener Identität –, für dieses sehr schwierige, sehr diffuse Thema mindestens ebenso geeignet ist wie das Interpretieren, das den Nachmittag beherrscht hat. Ich darf Ihnen ganz kurz vorstellen, wer hier sitzt, denn die meisten von Ihnen kennen die Teilnehmer des Podiums schon. Links zu meiner Seite Frau Helga Schubert, auf der anderen Seite links daneben – und doch noch eingetroffen, noch etwas atemlos – Jürgen Fuchs, und Karl Wilhelm Fricke rechts neben mir. Alle drei sind Doppelbegabungen, Schriftsteller oder Publizisten, aber die linke Seite ist unterfüttert mit professionell wahrgenommener Psychologie. Sie sind Therapeutin, Frau Schubert, und Psychologin, und Herr Fuchs ist auch ein gelernter Psychologe, Herr Fricke ist, das darf ich sagen, einer der Analytiker der Stasi und anderer schwieriger Themen der weiland DDR. Wir hatten uns, soweit wir uns etwas vorgenommen haben – die Umstände waren etwas dagegen –, abgesprochen, daß jeder, der hier auf dem Podium sitzt, zunächst ein kleines Stück vorliest, um einfach seine Sichtweise, seinen Duktus Ihnen deutlich zu machen, und daß wir dann darüber in ein Gespräch eintreten. Die Mitglieder der Enquete-Kommission sehen mir auch nicht so aus, als ob sie den Abend ganz ohne Intervention vorbeigehen lassen wollten. Dann öffnen wir das Gespräch von hier oben auf das gesamte Publikum. Frau Schubert, wollen Sie anfangen?

Helga Schubert: Ja, ein Text aus dem vergangen Jahr:

„So fallen die Schatten hinter Dich. Manchmal, wenn ich ratlos war oder auch traurig in mich gekehrt oder mutlos, las oder hörte ich plötzlich einen Satz, eine Gedichtzeile, einen Liedanfang, und ich spürte, hier ist er ja wieder, der Strom von Einverstandensein, der doch immer da war und immer da ist und immer da sein wird, der mich mit Menschen verbindet, die schon seit Tausenden Jahren tot sind oder weit weg wohnen und andere Sprachen sprechen. Vielleicht hatte ich gerade auf einen solchen Satz gewartet. Dann schrieb ich

ihn auf, als Beweis, als Unterstützung, als Hoffnung. Ein anderer ist auch meiner Meinung. Mitunter notierte ich den Satz an einen Zeitungsrand, riß ihn ab, bewahrte ihn in der Manteltasche oder übertrug ihn zu Hause in die Innenseite meines Taschenkalenders. Das wenige, was du tust, ist viel. 'Das wenige, was du tun kannst, ist viel' war zum Beispiel solch ein Satz zwischen meinem 28. und 35. Lebensjahr in den Jahren 1968 bis 1975. Ich hatte ihn in der Marienkirche am Berliner Alexanderplatz gelesen, neben der Kollekte 'Brot für die Welt'. Er stammte von Albert Schweitzer, war sicher ganz anderes gemeint, aber er tröstete mich, wenn ich trotz weniger Stunden Schlaf mein Leben einfach nicht mustergültig schaffte. Tägliche volle Berufsarbeit, anfangs ja noch am Sonnabend, Hausarbeit mit Ofenheizung und ohne Waschmaschine, Verantwortung für einen heranwachsenden Sohn, das eigene Erwachsenwerden, Bücher lesen, Geschichten schreiben, der Versuch, sie zu veröffentlichen im kontrollierten Land, und die Liebe manchmal mit großem Kummer. Das wenige, was ich heute getan habe, ist vielleicht doch mehr als gar nichts, dachte ich dann. Es war ein Satz über die Zukunft, und ganz gewiß an jedem neuen Tag. *(Es sind genug Pastoren da, die alle wissen, daß das von Bonhoeffer ist.)* Als ich in den folgenden Lebensjahren die DDR-Verrücktheit immer stärker empfand, halfen mir Sätze, die alles relativierten. Wolf Wondratschek schrieb zum Beispiel in seinem Buch: 'Früher begann der Tag mit einer Schußwunde.' In München oder wo hat ein Mann oder wer seine Frau oder wen umgebracht? Oder was? Oder Buddha sollte gesagt haben, was hier ist, ist überall, was nicht hier ist, ist nirgends. Oder Marie von Ebner-Eschenbach: 'Nicht was wir erleben, sondern wie wir erleben, was wir erleben, macht unser Leben aus.' Das hatte mir sogar jemand in mein Poesiealbum geschrieben, als ich zehn Jahre alt war, 1950, da gab es die DDR schon ein Jahr. Aber erst mit 35 Jahren, 1975, also 25 Jahre später, versuchte ich mich mit aller Macht an den Gedanken zu gewöhnen, daß dieses Leben in einem eingemauerten Land wirklich mein Leben ist, also kein Probeleben für ein normales, späteres. Ich hatte nur diesen einen Versuch, nicht was, sondern wie. Folgerichtig verhielt ich mich, als ob dies Leben mein wirkliches Leben war, verausgabte mich, brannte als Kerze an beiden Enden.

Als ich mit 47 Jahren 1987 zum ersten Mal nach Amerika fliegen durfte, ja durfte, an eine Universität, weil die DDR aus taktischen Gründen mit ihren Schriftstellerinnen im westlichsten Land des westlichen Auslands Punkte machen wollte und auch konnte, ich von Chicago in südlicher Richtung bis in die rauchenden Berge von Tennessee fuhr, zehn Stunden lang ohne Unterbrechung, in gemächlichem Tempo, nebenan auf der Autobahn gepflegte Greisinnen am Steuer ihrer Wohnwagen Richtung Florida, als ich den Trichter des fernen Tornados in der Luft sah, später in New Mexiko das Kloster der Karmeliter in den Bergen besuchte, dann aber den leichtfüßigen Studenten nicht mehr weiter in die Höhe folgen konnte, dachte ich verzweifelt, meine Kraft läßt jetzt schon nach, ich will und ich werde nicht mehr lange leben, die ganze wunderbare Welt ist ja da, aber sie ist unerreichbar, was hier ist, ist nicht überall. Das alles hatte ich nie gesehen, nie gerochen. Wie fast alle meine Mit-

Millionen, mein Mann und mein Sohn und alle, die ich lieb habe, kannte ich die übrige Welt nur aus Reisebüchern.

Wieder zurück im Zwergerland wollte ich von den klugen Relativierungssätzen nichts mehr wissen. Ich übertrug sie nicht mehr in den nächsten Kalender. Ich habe weder die Reife noch die Bescheidenheit, dachte ich, um die Schöpfung nur in diesem engen Umkreis zu bewundern. Ich will mir mein Maß nicht vorschreiben und meine Sehnsucht nicht nehmen lassen. Der neue Satz fiel mir im Jahre 1988 in einem Papierwarengeschäft auf, außen, nicht innen gedruckt auf einer Klappkarte, viermal acht Zentimeter groß, ich habe es eben nachgemessen. Sie lag neben der Kasse auf einem Stapel mit denselben Karten. Auf der Rückseite stand die Druckgenehmigungsnummer und der Preis: 2807 d J 21/86 III/19/11 DDR 0,15 M. Ich bezahlte eine DDR-Mark und fünfzig DDR-Pfennige für die zehn Klappkarten, von denen ich acht verschenkte, eine in die Brieftasche statt Fotos steckte und eine auf meinem Schreibtisch aufstellte. Dort stand sie bis vor einem Jahr. Sechs Jahre lang, 1988 bis 1994, von meinem 48. bis zu meinem 54. Lebensjahr hat sie mich begleitet.

'Wende dein Gesicht der Sonne zu, dann fallen die Schatten hinter dich' – afrikanisches Sprichwort. 1988 konnte mich dieser Satz auf eine fast unheimliche Weise beruhigen. Ich hatte gerade ein Buch über Denunziantinnen der Nazi-Zeit beendet, die erst zufrieden waren, als ihre Opfer zum Tode verurteilt waren. Ich hatte mich so ausschließlich von der DDR-Gegenwart abgewandt, daß ich nicht einmal mehr den Vögeln im Garten zuhörte. Ich bemerkte nicht, wie die Bäume und wie meine Enkel wuchsen. Ich vergaß Menschen nach kurzer Zeit, erstaunte mich über ihre Herzlichkeit bei einer Begegnung, und dann endlich, endlich in der Betäubung geschah das Wunderbare, ich wurde Zeugin der Zerstörung von Sodom und Gomorrha und war doch gerettet mit allen anderen. Eine Weile brauchte ich mein Kärtchen noch, weil ich mich vor dem Haß der enttarnten Rumpelstilzchen schützen wollte. Bring dich in Sicherheit, es geht um dein Leben, sieh dich nicht um und bleib in der ganzen Gegend nicht stehen, sagt der Herr zu Lot, Lots Frau und Lots beiden Töchtern. Warum eigentlich sollten sie nicht zurücksehen in das brennende Sodom und das brennende Gomorrha? Sie waren doch gerettet. Warum haben sich Lot und seine Töchter an das Verbot gehalten und seine Frau nicht? Als Lots Frau zurückblickte, wurde sie zur Salzsäule. Hatte sie so Furchtbares gesehen und konnte das nicht aushalten, oder war es die Strafe des Herrn für ihren Ungehorsam? Ganz unmerklich, schon eine ganze Weile, gehorche ich dem Spruch nicht mehr. Langsam komme ich in die Gegenwart zurück. bin anwesend. In allen Zügen sitze ich mit dem Rücken zur Fahrtrichtung und sehe in die entschwindende, undeutlicher werdende Landschaft, sie trennt sich von mir und bleibt doch da. Bei jeder Fahrt erkenne ich sie erst, wenn sie schon vorüber ist. In der Fahrtrichtung sitzend bin ich der Zukunft ohnmächtig ausgeliefert, kann ihr nicht entweichen, müßte die Augen schließen oder wegsehen, mich unterhalten, lesen, die Sonne mit all ihren Schatten stürzt durch die Scheibe in mich hinein, ist in mir gefangen. Ich sehe in die Vergangenheit, wende mein Ge-

sicht in die Schatten und spüre die Wärme der Sonne in meinem Rücken. Das macht, es hat die Nachtigall die ganze Nacht gesungen.“ (Beifall)

Gesprächsleiter Dr. Hermann Rudolph: Dankeschön, Frau Schubert. Herr Fricke, was Sie vortragen werden, ist auch ein biographischer Text, aber es ist eigentlich ein Teil Ihrer Biographie, der selbst als Biographie daherkommt. Richtig?

Sv. Karl Wilhelm Fricke: Richtig, es paßt insofern auch zur Thematik dieser Sitzung der Enquete-Kommission. Ich muß dazu ein paar biographische Vorbemerkungen machen. Ich lebte 1955 als junger Journalist in West-Berlin und wurde am 1. April nämlichen Jahres in einer West-Berliner Wohnung durch zwei Agenten der Staatssicherheit betäubt und von einer Einsatzgruppe des MfS nach Ost-Berlin entführt. Ich habe für diese mich völlig unvorbereitet treffende Lesung hier heute abend einen Ausschnitt aus dem Kapitel ausgesucht, weil ich glaube, daß das auch ein bißchen mit Identität zu tun hat, in dem ich darstelle, was für ein Mann es gewesen ist, der mein Vertrauen erschlichen und mich betäubt hat, damit ich entführt werden konnte, wobei ich hinzufügen darf – das steht also nicht in diesem Kapitel –, daß das nach einem Maßnahmeplan geschehen ist, auf Grund einer monatelangen Planung. Das war also nicht etwa ein Produkt des Zufalls, daß es dazu kam. Der Mann, der mich betäubte, hieß Kurt Rittwagen. Mehr, glaube ich, brauche ich gar nicht zu sagen. Ich darf also ein wenig lesen:

„'Tschekist sein kann nur ein Mensch mit kühlem Kopf, heißem Herzen und sauberen Händen.' Feliks Edmundowitsch Dzierzynski hat das einst gepredigt. 'Er muß klar wie ein Kristall sein.' Erich Mielke hat das Wort des Begründers und Vorsitzenden der Tscheke gern und häufig zitiert und für die DDR-Staatssicherheit auch reklamiert. Sehen wir uns einmal Kurt Rittwagens Kaderakte im Lichte dieser Maxime an. Klar wie ein Kristall war dessen Karriere mitnichten, auch wenn sie in der Staatssicherheit vom 'sozialistischen Kundschafter' im West-Einsatz über eine Laufbahn im MfS vom Unterleutnant zum Major bis zum OibE führen sollte, bis zum Offizier im besonderen Einsatz, dieser besonderen Spezies verdeckt arbeitender Offiziere der Staatssicherheit. Kurt Rittwagen ging nach 23 Dienstjahren in der Staatssicherheit hochdekoriert in Rente, dreimal ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden der DDR, nämlich in Bronze, Silber und Gold. In ihm personifizierte sich die 'tschekistische Elite' der DDR in einer Weise, wie sie die Propaganda des Klassenfeinds nicht entlarvender hätte ersinnen können. *(Ich darf jetzt dazu sagen, ich zitiere aus einem Buch „Akteneinsicht“, das die Rekonstruktion meines Falles anhand der Stasiakten versucht.)* In der Personalakte der Hauptabteilung Kader und Schulung des MfS geriet Rittwagens Biographie freilich zur verklärten Legende – ich zitiere:

'Genosse Rittwagen stammt aus einer Hamburger Arbeiterfamilie. Beide Eltern verstarben schon frühzeitig, so daß er nach Abschluß der achtklassigen Volksschule, um seinen Unterhalt zu sichern, als Schiffsjunge zur See fuhr.

Die harten Arbeits- und Lebensbedingungen und wiederkehrende Arbeitslosigkeit brachten ihn mit dem Kampf der Arbeiterklasse und Genossen der KPD in Verbindung und weckten in ihm den Wunsch, in die Sowjetunion zu gehen, wo er von 1935-39 lebte.

Nach seiner Rückkehr nach Deutschland wurde er durch die Gestapo verhaftet und von 1939-40 in Hamburg und danach bis zur Befreiung durch die Rote Armee im KZ Sachsenhausen inhaftiert. Genosse Rittwagen beteiligte sich aktiv am illegalen Kampf gegen den Faschismus im Lager Sachsenhausen.

Nach dem Sieg über den Hitlerfaschismus wurde er 1945 Mitglied der KPD und hat als Aktivist der ersten Stunde seine ganze Kraft als politischer Mitarbeiter in verschiedenen Funktionen im Partei- und Staatsapparat in den Dienst des Aufbaus einer antifaschistisch-demokratischen Ordnung gestellt. 1952 wurde er Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit und leistete vier Jahre im Operationsgebiet eine hervorragende Arbeit bei der Zerschlagung feindlicher Stützpunkte. In den 23 Jahren seiner Zugehörigkeit zu den bewaffneten Organen erfüllte er jede ihm übertragene Aufgabe mit hohem Pflichtbewußtsein, gewissenhaft und zuverlässig.'

Soweit die Legende, Wer aber war Kurt Rittwagen wirklich? Und worin lag das Motiv seines kriminellen Handelns begründet? Geboren wurde er am 6. Oktober 1914 in Hamburg als Sohn des Heizers Johannes Rittwagen und seiner Frau Franziska geborene Eger. Sein Vater verstarb noch im Geburtsjahr des Sohnes, die Mutter lebte bis 1933, bei ihrem Tode war Rittwagen also neunzehn. Von 1920 bis 1928 besuchte er die Volksschule in Hamburg. Danach fuhr er bis 1935 zur See - als Schiffsjunge zunächst und dann als Messesteward, hauptsächlich auf der Route Hamburg-Leningrad. Ungeachtet seiner Zugehörigkeit zum Jungspartakusbund und zum Kommunistischen Jugendverband Deutschlands sind ihm besondere politische Aktivitäten aus dieser Zeit nicht nachzurühmen. Hingegen wurde er mit achtzehn Jahren erstmals kriminell auffällig. Das Hamburger Jugendgericht verurteilte ihm am 6. April 1932 wegen Betruges und schweren Diebstahls zu sechs Monaten Gefängnis, eine Strafe, die er allerdings nicht zu verbüßen brauchte. Rittwagen konnte sich dem Strafvollzug entziehen, indem er auf Schiffen unter ausländischer Flagge anheuerte, bis die Strafe verjährt war. Nachdem er 1928 schon einmal in Havanna, 1935 in Leningrad versucht hatte, von Bord zu desertieren – jedesmal wurde er zwangsweise zurückgebracht und dafür mit jeweils einer Geldstrafe und sechs Wochen Gefängnis wegen Dienstentweichung und Überschreitung der Reichsgrenze verurteilt –, entzogen ihm die Hamburger Behörden das Seefahrtbuch. Daraufhin entschloß sich Rittwagen, sich auf einem sowjetischen Schiff von Hamburg nach Leningrad als blinder Passagier durchzuschlagen – was ihm auch gelang. In einem Auskunftsbericht der Hauptabteilung Kader und Schulung/Arbeitsgruppe Kader im MfS vom 22. Oktober 1987 wurde zu diesem Schritt Rittwagens folgende Feststellung getroffen:

'Durch die mehrmaligen Aufenthalte bei den Fahrten nach Leningrad verkehrte er vorwiegend im dortigen Interclub, der für deutsche Matrosen unterstellt war. Hauptmotiv dafür war, daß Gen. Rittwagen dort eine Freundin aus Leningrad hatte, weniger politische Motive, die, obwohl er Mitglied des KJVD war, in der Zeit für ihn noch keine entscheidende Rolle spielten. Er hatte durch seine Schiffsreisen auch an keinen Zusammenkünften und Schulungen teilgenommen. Wegen dieser Verbindung zum Interclub wurde er 1934 von der Gestapo verhört, aber nach wenigen Tagen wieder freigelassen.

Durch Arbeitslosigkeit und Verweigerung weiterer Vermittlung durch das Heuerbüro in Hamburg beschloß er, sich 1935 als blinder Passagier auf einem sowjetischen Schiff nach Leningrad in die Sowjetunion zu begeben. Politische Motive waren hierbei ebenfalls nicht vordergründig. Nach Verhören bei der Tscheka wurde er nach kurzzeitigem Aufenthalt in Leningrad nach Karaganda verwiesen, wo er als Küchenleiter in Werkskantinen bis 1939 arbeitete. Eine aktive politische Arbeit leistete Gen. Rittwagen zu diesem Zeitpunkt nicht.

Seine Ausweisung 1939 nach Deutschland erfolgte nach seinen Auslassungen durch die staatlichen Organe der SU, da er nicht als politisch verfolgter Emigrant galt. Zu diesem Zeitpunkt war jedoch nicht bekannt, daß Gen. Rittwagen seit März 1938 der deutschen Staatsangehörigkeit wegen der illegalen Auswanderung für verlustig erklärt war. Deshalb wurde er auch bei der Grenzpassage mit anderen Ausgewiesenen verhaftet. In seiner Gruppe befanden sich noch Spezialisten, die zurückkehrten, sowie Personen, die in der SU straffällig geworden sind, und Trotzkisten. ...

Gen. Rittwagen wurde nach seiner Verhaftung nach Hamburg überführt und war dort isoliert ohne Kontakt mit anderen Gefangenen in einer Einzelzelle. Im Mai 1940 kam er ins KZ Sachsenhausen.'

Auch diese Version ist weithin Legende. Rittwagen wurde nicht erst bei der Grenzpassage festgenommen, sondern bereits als Häftling aus Karaganda nach Moskau verbracht, in die Butyrka, ein Gefängnis des NKWD, wo er zusammen mit anderen Gefangenen, Männern und Frauen, auf seine Auslieferung an die SS warten mußte. Gemeinsam mit 29 Leidensgefährten wurde er am 5. Februar 1940 in Brest-Litowsk der SS übergeben. Er war einer jener Hunderte deutscher und österreichischer Kommunisten, darunter auch viele Juden, die während der Zeit des Stalin-Hitler-Paktes aus dem Exil in der Sowjetunion vertrieben und der Verfolgung in Deutschland preisgegeben wurden.

Nach seiner Überstellung an die SS kam Rittwagen auf Umwegen über Lublin, Berlin und Hamburg in das Konzentrationslager Sachsenhausen, in das er am 21. Mai 1940 eingeliefert wurde. Hier verblieb er bis zum Zusammenbruch der nationalsozialistischen Diktatur, hier kam er mit führenden deutschen Kommunisten zusammen, die später in der DDR eine Rolle spielen sollten – zum Beispiel mit Karl Schirdewan, Mitglied des Politbüros und Sekretär des Zentralkomitees der SED von 1953 bis 1957, mit Max Reimann, dem langjährigen Vorsitzenden der KPD in Westdeutschland, sowie mit Max Opitz, sei-

nerzeit Staatssekretär in der Präsidialkanzlei von Wilhelm Pieck. Allem Anschein nach hat sich Rittwagen im KZ anständig verhalten. Opitz jedenfalls stellt ihm aus Gründen, auf die noch einzugehen sein wird, am 10. Dezember 1955 ein honoriges Leumundszeugnis aus:

'Mit Rittwagen habe ich im Bekleidungswerk der Waffen-SS (Schuhfabrik) bis zum Ende zusammengearbeitet. Er war Verbindungsmann zu den sowjetischen Kriegsgefangenen und ihrer Parteigruppe und verkehrte im wesentlichen mit den Genossen Offizieren der sowjetischen Kriegsgefangenen. Rittwagen verfügte durch seine besondere Stellung zu dem Kommandoführer über Schlüssel zu besonderen Tresoren, u. a. auch zu solchen, in denen Waffen aufbewahrt wurden. Darüber hinaus hat er jahrelang den illegalen Radioempfänger, den er selbst mit Hilfe eines Genossen Elektriker eingebaut hatte, bedient. Rittwagen beherrschte die englische und russische Sprache und hatte so die Möglichkeit, täglich die Meldungen entweder in russischer oder englischer Sprache entgegenzunehmen und dann die Genossen im Lager zu informieren. Im wesentlichen ging diese Information über verantwortliche Genossen, und von dort aus erhielt dann das ganze Lager über den Apparat der Partei die Information. Rittwagen hat auch eine Reihe anderer wichtiger Aufgaben hinsichtlich der Nachrichtenübermittlung erfüllt. Seine Zuverlässigkeit hat sich u. a. auch dadurch bewiesen, daß trotz der großen Verhaftungswelle von 1944 bis 1945 dieser Apparat der SS verborgen blieb. ...'

Auskunft darüber, was Rittwagen nach 1945 getan hat, gibt der Berliner Historiker Peter Erler. Seiner biographischen Recherche ist folgender Passus entnommen:

'Am 21. April 1945 wird das KZ Sachsenhausen in Kolonnen von jeweils 500 Häftlingen in Richtung Ostsee evakuiert. Auf diesem Todesmarsch werden Tausende von Häftlingen von den KZ-Bewachern erschossen. Rittwagen entgeht diesem Schicksal. Kurz vor Schwerin werden er und einige seiner Leidensgefährten freigelassen. Sie beschließen, sich nach Hamburg durchzuschlagen. Zuvor entwendet Rittwagen aus der Beute der SS eine Handvoll Edelsteine und andere Wertsachen. In seine Heimatstadt zurückgekehrt, tritt er im November 1945 in die KPD ein, wird gleich Sekretär einer Parteigruppe und engagiert sich außerdem in einem Komitee ehemaliger politischer Gefangener. In Hamburg schlägt Rittwagens, wie in einem späteren Auskunftsbericht des MfS formuliert wurde, 'leichte Ader' erneut durch. Er besorgt sich eine Pistole und nimmt unter Vorgabe, im Auftrag der Alliierten zu handeln, eigenständige Requirierungen und Beschlagnahmungen bei ehemaligen NSDAP-Mitgliedern vor. Daraufhin wird er festgenommen und wegen Amtsanmaßung und illegalen Waffenbesitzes zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Während der Überführung in die Strafvollzugsanstalt Hütten kann Rittwagen seinen Bewachern entweichen. Mit Hilfe der Hamburger Parteileitung der KPD flüchtet er in die Sowjetische Besatzungszone, nach Schwerin.'

Kühler Kopf, heißes Herz, saubere Hände? Jedenfalls konnte Rittwagens Karriere unter der Ägide der SED beginnen. Auf seiner in der Kaderkartei im Büro der Leitung des MfS befindlichen Kaderkarte mit der Personenkennzahl 061014430013 und der Personalnummer 300 581 finden sich über diese Zeit nur auffallend lakonische Eintragungen. Danach war er bis 1949 Angestellter beim Rat des Kreises Ludwigslust, 1950 Stadtteilsekretär der SED-Kreisleitung Wismar und von 1950 bis 1951 Personalleiter beim Rat der Stadt Potsdam. Für die Zeit von 1951 bis 1952 wird er erstaunlicherweise als Rentner geführt. Was war geschehen?

Auf Weisung des III. Parteitages der SED hatte das Zentralkomitee der Partei am 27. Oktober 1950 den in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung einmaligen Beschluß gefaßt, sämtliche Mitglieder und Kandidaten der SED auf ihre politisch-ideologische Zuverlässigkeit überprüfen zu lassen. Ein Umtausch der 'Parteidokumente', der Mitgliedsbücher und Kandidatenkarten, der mit der Generalüberprüfung verbunden war, sollte die für stalinistische Parteien charakteristische Aktion organisatorisch-administrativ abwickeln helfen. Der Gesinnungstest, der einer Parteisäuberung gleichkam, sollte zwischen dem 15. Januar und dem 30. Juni 1951 exekutiert werden. Jeder Genosse, jede Genossin hatte sich einer hochnotpeinlichen individuellen Befragung durch ad hoc gebildete Kommissionen zu unterziehen – auch Kurt Rittwagen. Und er blieb in den Maschen des Fangnetzes hängen. Durch Beschluß der Landespartei kontrollkommission Brandenburg der SED vom 5. April 1951 wurde er aus der Partei ausgeschlossen. Die Entscheidung wurde durch die Zentrale Parteikontrollkommission der SED, bei der Rittwagens Einspruch erhoben hatte, ausdrücklich bestätigt, wie aus einem Schreiben von Hermann Matern, Chef der ZPKK und Mitglied des Politbüros, vom 2. Mai 1951 hervorgeht.

'Begründung

Rittwagen ist undurchsichtig und unehrlich. Er verschweigt manches aus seiner Vergangenheit, was heute kaum noch kontrollierbar ist. Seine amtlich erwiesene Vorstrafe aus dem Jahre 1932 wegen eines kriminellen Deliktes leugnet er hartnäckig.

Ungeklärt bleibt seine Rolle in der Sowjetunion von 1935-1939. Es besteht der Verdacht, daß er im Auftrage der Gestapo dort war. Erhärtet wurde der Verdacht durch seine negativen Äußerungen über die Sowjetunion, als er 1939 nach Deutschland zurückkehrte. Rittwagens Aussagen tragen den Charakter der Doppelzüngerei.'

Klar wie ein Kristall? Die Genossen müssen das damals anderes gesehen haben. Jedenfalls folgte dem Parteiausschluß der Verlust seiner Position in der Potsdamer Stadtverwaltung – und auch Rittwagens Frau Anne-Maria geborene Haase, er hatte sie 1950 geheiratet, ging ihrer Stellung als Sekretärin in der Kreisleitung Potsdam der SED verlustig. Als Frau eines Parteifeindes war sie selbst als Schreibkraft für die SED nicht mehr tragbar. So kam die Stunde der Staatssicherheit. Am 18. Juni 1952 wurde Rittwagen für die Landesverwaltung

Potsdam des MfS als Geheimer Mitarbeiter der 'Linie V' mit Einsatz in West-Berlin verpflichtet. Seine Frau folgte ihm als Gehilfin ins 'Operationsgebiet' – 'Fritz' und 'Peter' wurden aktiv. Seinen 'Kampfauftrag', der ein Bewährungsauftrag war, formulierte Rittwagen später folgendermaßen: („Fritz“ und „Peter“ waren also ihre Decknamen als GM)

'Wenn ich über meine Vergangenheit als operativer Kundschafter, Mitarbeiter in Westberlin, spreche, so muß ich betonen, daß meine Aufgabe darin bestand, mitzuhelfen, die trotzkistische Organisation in der Deutschen Demokratischen Republik zu zerschlagen und zu liquidieren.

Mein erster Weg nach Berlin war sehr kompliziert, da ich die wirklichen Verhältnisse in Westberlin überhaupt nicht kannte. Wenn ich auch damals 1952 in Potsdam lebte, kannte ich von Berlin nichts, ich mußte mich deshalb mit den örtlichen Verhältnissen erst vertraut machen. Zu Beginn meines Auftrages suchte ich die sogenannten Lesestuben der feindlichen Zentrale auf. Ich hatte einen Hinweis bekommen von unseren Genossen aus dem Ministerium für Staatssicherheit, daß sich in Berlin-Wilmersdorf ein trotzkistisches Zentrum befand.'

Es war das Berliner Büro des Buber-Neumannschen Befreiungskomitees für die Opfer totalitärer Willkür, das hier zur 'trotzkistischen Zentrale' hochstilisiert wurde. Rittwagen gelang es, vor dem Hintergrund seiner eigenen Verfolgung unter Stalin und Hitler, Vertrauen zu erwecken – der 'GM' konnte in die 'feindliche Agentur' eindringen. Nach einem MfS-internen Papier wurden mit seiner Hilfe 'insgesamt 30 gefährliche Agenten liquidiert', wenn dem folgenden – merkwürdigerweise undatierten – Dokument geglaubt werden darf:

'Vorschlag

für die Verleihung des

Vaterländischen Verdienstorden in Bronze

Rittwagen, Kurt

geboren 6.10.1914

ist als inoffizieller Mitarbeiter des Staatssekretariates für Staatssicherheit tätig.

Begründung:

Der Kurt Rittwagen arbeitet seit Juni 1952 für unser Organ. Er setzte sich im Juli 1952 in unserem Auftrage nach Westberlin ab. Mit seiner Hilfe war es möglich, eine Agentur in der Westberliner feindlichen Zentrale zu schaffen.

Seit 1952 hat Rittwagen durch seine Tätigkeit den Organen der Staatssicherheit wertvolle Dienste geleistet, so daß mit seiner Hilfe insgesamt 30 gefährliche Agenten liquidiert werden konnten. Unter anderem gelang es, durch seine Wachsamkeit eine geplante Befreiung von Verbrechern aus dem Strafvollzug der Deutschen Demokratischen Republik zu verhindern. Der Hauptagent, der Staatsanwalt sowie seine Ehefrau, konnten festgenommen und ihrer gerechten Bestrafung zugeführt werden.

(Der Hintergrund dieser Sache ist – mit Hilfe eines Staatsanwaltes sollten politische Häftlinge aus der Strafvollzugsanstalt Torgau freigelassen werden, und das hat er frühzeitig entdeckt und verhindert.) Weiter heißt es:

Rittwagen hat trotz Krankheit (Tbc) seine Arbeit in selbstlosem Einsatz durchgeführt. Rittwagen hat durch seine jahrelange gefährliche Tätigkeit bewiesen, daß er treu zur Sache der Arbeiterklasse und zur Partei steht und ist ein vorbildlicher Patriot.

(gez.) Unterschrift (gez.) Unterschrift

(Beater) (Jamin)

Oberst Oberst'

Einer der 'gefährlichen Agenten', die mit Rittwagens Hilfe 'liquidiert' wurden, war ich gewesen, aber meine Entführung bewirkte zugleich seine Enttarnung und damit das Ende seiner Karriere als 'Kundschafter' in West-Berlin. Auf seine befohlene Rückkehr in die DDR folgte jedoch keineswegs seine unverzügliche Einstellung als hauptamtlicher Mitarbeiter des MfS, vielmehr dauerte sein Status als Inoffizieller Mitarbeiter bis zum 30. November 1956 an. Vermutlich aus Sicherheitsgründen lebte Rittwagen nach seiner Rückbeordnung nach Ost-Berlin unter dem Decknamen Paul-Hermann Schmid, also mit falscher Identität, im damaligen Berlin NO 55, Grellstraße 52 – eine Straße im Bezirk Prenzlauer Berg. Vorerst sollte Rittwagen der Staatssicherheit bei der Abwicklung der mit seinem Einsatz in West-Berlin in Beziehung stehenden Fälle zur Verfügung stehen. Diese Folgerung ergibt sich aus einem unter seinem Decknamen Schmid angefertigten Vernehmungsprotokoll vom 18. Juli 1955, in dem Aussagen zu meiner Person niedergelegt worden sind, die nur Rittwagen gewußt haben konnte. Zu diesem Zeitpunkt war er als Belastungszeuge in einem gegen mich vorbereiteten Strafprozeß vorgesehen. Selbst gegenüber der eigenen Justiz operierte die Staatssicherheit mit Decknamen, die die Identität ihrer Inoffiziellen Mitarbeiter hüten sollten.“

Ich möchte meine Lesung nun nicht allzusehr ausdehnen, sondern hier abbrechen, darf aber ganz kurz die Biographie zu Ende führen. Nachdem er nach Ost-Berlin zurückgerufen worden war, ist Rittwagen, ehe er hauptamtlicher Mitarbeiter der Staatssicherheit wurde – er begann als Unterleutnant – rehabilitiert worden, das heißt, die Zentrale Parteikontrollkommission hat auf Drängen der Staatssicherheit seinen Parteiausschluß rückgängig gemacht; die Gründe, die zu seinem Ausschluß geführt hatten, wurden widerrufen. Er ist dann nach verschiedenen Funktionen in der Staatssicherheit als Major in Rente gegangen. Am 15. Juli 1993 verstarb Kurt Rittwagen nach einem Herzinfarkt. Seine Verbrechen blieben ungesühnt. (Beifall)

Gesprächsleiter Dr. Hermann Rudolph: Dankeschön, Herr Fricke, nun Herr Fuchs.

Jürgen Fuchs: Ich lese drei kurze Gedichte und mache eine kleine Bemerkung, die auch sehr kurz ist.

„1978: Jetzt bin ich raus.

Jetzt bin ich raus.

Jetzt kann ich erzählen, wie es war.

Aber das läßt sich nicht erzählen,

und wenn, müßte ich sagen, was ich verschweige,

zum Beispiel, daß ich am 17.12.1976 in meiner Zelle saß,

mit dem Rücken zur Tür, und weinte,

weil ich am Vormittag das Angebot abgelehnt hatte,

mit ihnen zusammenzuarbeiten,

und du weißt, was es heißt, mit ihnen zusammenzuarbeiten.“

„1981: Treue

Ich bin jung, ich habe keine Stalin-Oden geschrieben.

Ich muß nicht vornehm schweigen oder in Andeutungen sprechen.

Ich kann lachen und weggehen,

wenn die Versammlung beginnt.“

„1994: Alles ist bekannt

Alles ist bekannt.

Die Akten wurden geöffnet, die Zeugen wurden gehört.

Das Feuilleton brachte Stellungnahmen von Schriftstellern,

Philosophen und dem Rechtsprofessor Wesel.

Im Innenhof der MfS-Hauptverwaltung in der Normannenstraße,

Berlin-Lichtenberg, zwischen geparkten Autos, Touristen-

bussen, Möbelwagen und Angestellten der Deutschen Bank, des

Finanzamtes, eines Supermarkts, sucht ein alter Mann mit

Umhängetasche und einer abgegriffenen Plastikhülle Haus 7.

'Wo ist Haus 7?' – fragt er. 'Ich muß zur Akteneinsicht um

9 Uhr. Ich war in Bautzen II. Haus 7. Hier ist die offi-

zielle Einladung mit Stempel und Unterschrift und Regi-

striernummer', sagt er.

'War hier die Staatssicherheit?' – fragt er.“

Und jetzt die kurze Bemerkung: Ich habe sie mir gerade notiert und eine Überschrift. Die Überschrift heißt: „Warum hämmert mein Herz?“ Ich fühle mich zurückversetzt in die Jahre 1971 bis 1975 in Jena als Student der Friedrich-Schiller-Universität, Studium der Psychologie. Obligatorisch, wo auch Prüfungen abgenommen wurden, das Fach ML – Marxismus-Leninismus –, am Katheder des Großen Hörsaals, den ich jetzt vor mir sehe, mitunter Professor Elm. Ich sehe noch Ihr Gesicht, Ihre herrischen Analysen, und jetzt sehe ich Sie wieder, unvorbereitet, obwohl ich es hätte wissen müssen, sitzen Sie vor mir als freigewählter Abgeordneter des Deutschen Bundestages und Mitglied der Enquete-Kommission, und es ist eine Situation, die ich nochmals überschreiben möchte mit dem Titel: „Warum hämmert mein Herz?“

Gesprächsleiter Dr. Hermann Rudolph: Dankeschön, Herr Fuchs. (starker Beifall) Der Titel der Veranstaltung heißt: „Identitäten in der DDR.“ Es ist also nicht die Rede von *der* Identität der DDR-Bürger, es ist nicht von Identität in Deutschland die Rede, und ich denke, wir haben in der letzten Dreiviertelstunde drei sehr unterschiedliche Formen, Versuche gehört, wie man einem solchen Thema nahekommen kann, sehr unterschiedlich in der Gattung, aber noch unterschiedlicher in der Zielrichtung der jeweiligen Versuche. Vielleicht sollten wir versuchen, um in ein Gespräch zu kommen, uns darüber zu unterhalten, was dieses Thema, das diese Tagung behandelt, für Sie bedeutet, und zwar als Gegenstand des eigenen Nachdenkens und des eigenen Lebens, auch des eigenen Schreibens. Frau Schubert, wollen Sie etwas dazu sagen?

Helga Schubert: Da ich Schriftstellerin bin, möchte ich es immer, wenn ich es formuliere, anders sagen, als ich es schon einmal gesagt habe, zumal ich denke, daß durch jede Formulierung und durch jedes Gedicht, durch jede Geschichte doch wieder eine Änderung in der Einstellung eintritt. – Und so möchte ich sagen, das, was mich im Moment am meisten berührt, ist das, was eben mit Jürgen Fuchs passiert ist. Es ist ja ganz anders – ich war nicht im Gefängnis, ich habe eher mehr an der Seite gestanden und sehe aber trotzdem das Problem des Saulus-Paulus ganz stark. Ich weiß nicht, ob es für dich ein Saulus-Paulus-Problem ist. Ich denke immer: Ist einem Menschen, der sich in der Diktatur so und so verhalten hat, jetzt zu glauben, kann ich ihm jetzt vertrauen, wo die Welt für mich politisch nicht mehr gefährlich ist? Das ist die Frage, die ich mir selbst stelle, und so muß ich mir immer die Frage stellen, wie komme ich mit der Verachtung zurecht, die ich doch empfinde, und ich weiß aber gleichzeitig, daß es unerwachsen ist, zu verachten, und ich weiß gleichzeitig, daß ich auch nicht wertvoller bin als andere Menschen. Trotzdem habe ich immer die große Versuchung, mich dann moralisch überlegen zu fühlen, und ich weiß aber, daß das nicht sein darf für eine erwachsene Bewältigung der Diktatur. Das würde nämlich bedeuten, daß man besser gewesen ist. Man kann nur sagen, man ist privilegiert gewesen, man hat versucht, anständig zu blei-